

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 1. 1894.

Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle von Fr. Berner.

1. (Nachdruck verboten.)

Wolfram v. Eckenburg stand auf dem Achterdeck des Lloyd dampfers „Seeadler“ und schaute zurück auf das im Abenddünste immer mehr verschwundene heimathliche Land. Er hatte soeben die Reise nach China angetreten, um bei der deutschen Gesandtschaft am Hofe zu Peking den Posten eines Attachés zu bekleiden.

Der „Seeadler“, Kapitän Hartroß, war einer der neuen deutschen Dampfer, deren schnelle und glückliche Fahrten nach Ostasien und Australien schon seit einiger Zeit den Neid der englischen und französischen Dampfergesellschaften erregt hatten. Baron Wolfram war beim ersten Anblick des großen, prächtigen Schiffes mit Staunen und Bewunderung erfüllt worden. Dasselbe erschien ihm wie ein Monarch des Meeres, dem Wind und Wogen gehorsam sein mußten, dem keine Gefahr etwas anhaben könne.

Jetzt stand er hinten am Heck und sah die letzten Strahlen der untergehenden Sonne an den vergoldeten Kreuzen der fernen Kirchtürme verglühn; er sah das rothe Licht auf den Wogen des breiten Stromes glitzern, dessen Mündung der Dampfer in majestätischem

Zuge entgegenstrebte; er hörte den eintönigen Ruf des Matrosen am Steuer, der die Befehle des Lootsen wiederholte; er lauschte dem Gesang der Zwischendeckspassagiere, der von vorn zu ihm herfluthete — Frauen- und Kinderstimmen sangen das alte Lied: „Nun ade, du mein lieb Heimathsland“ — und ein Gefühl der Wehmuth überkam ihn.

Es vergingen fast drei Tage, ehe die Passagiere einander nothdürftig kennen gelernt und sich an das Schiffsleben einigermaßen gewöhnt hatten. Allein schon vom ersten Tage an griff unmerklich der Eindruck Platz, daß zwischen dem Kapitän und seiner Frau, die sich ebenfalls an Bord befand, nicht Alles so sei, wie es sein sollte. Niemand wußte etwas Näheres, ja, Niemand wußte überhaupt etwas, aber jener

Eindruck war da und machte sich ebenso geltend, wie eine feste Ueberzeugung.

Kapitän Hartroß war ein großer, breit-schulteriger Mann mit kurzem, schwarzem Haar, über welchem bereits ein grauer Schimmer lag, dunkel gebräuntem, energischem, fast finstern Gesicht und einem Paar Augen, die so scharf und furchtlos blickten, wie die des königlichen Vogels, nach welchem sein Schiff den Namen führte. Er galt als ein vorzüglicher Seemann. Die Passagiere der ersten Kajüte empfanden keine sonderliche Neigung für ihn, trotzdem aber schenkten sie ihm unbedingtes Vertrauen, denn sie sagten sich, daß das Fahrzeug und seine Insassen in den Händen eines solchen Mannes sicher aufgehoben seien.

Nach Ablauf der ersten drei Tage gestaltete sich das Leben an Bord gleichmäßig und nach dem gebrauchlichen Plan. Das Wetter war auffallend ruhig und schön; die See-kranken erholten sich, man schloß Bekanntschaften, und bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten traten bereits allerlei Versuche, gesellig und heiter zu sein, zu Tage.

Der Dampfer befand sich auf offener See. Die grünen Gestade, die blauen Hügel, die blinden Städte und die weißen Strandhänge des Kanals lagen hinter ihm, und um ihn rollten die unermesslichen Weiten des Atlantischen Ozeans.



Ein unheimlicher Gast. Nach einem Gemälde von Minna Stöck. (S. 3)

Baron Wolfram sah seine Reisegenossen zum ersten Mal bei der Mittagstafel vollzählig versammelt.

Da war zunächst der Konsul Schlicht mit seiner Familie — Gemahlin und zwei Kinder — ein stattlicher Herr in den mittleren Jahren, der sich nach Yokohama auf seinen Posten begab. Sodann ein junges Ehepaar, der Kaufmann Stillsfried und seine Frau, deren Ziel Batavia war, woselbst der junge Mann die Vertretung eines großen deutschen Handelshauses übernehmen sollte. Die Leuten hingen aneinander wie Turkeltauben, und ihre Unzerrennlichkeit und offen zur Schau getragene kindliche Zärtlichkeit verursachte den übrigen Passagieren allerlei heitere Momente, nebenbei aber gewann sich der junge Mann durch seinen gutmüthigen Frohsinn und seinen unverwüthlichen Humor gar bald die allgemeine Zuneigung. Helene, sein Weibchen, eine hübsche, zarte Blondine, hörte und sah nichts und Niemand, als einzig und allein ihren angebeteten Mann.

Da war ferner eine schöne, stattliche Dame mit dunklem Haar und dunklen Augen, eine Frau Sieveking, die ihre Kinder nach Berlin in ein Pensionat und auf die Schule gebracht hatte und nun wieder nach Shanghai zurückkehrte, wo ihr Gatte als Inhaber eines Thee-Exporthauses seit vielen Jahren ansässig war. Sie war eine äußerst sympathische und liebenswürdige Erscheinung, in ihren großen, wundervollen Augen aber lag etwas wie der Schatten eines drohenden, aber noch unverstandenen Wehs.

Den Beschluß der Reihe der Passagiere, die Baron Wolfram der näheren Beachtung werth hielt, machte noch ein drittes Ehepaar, Herr Moys Wanner und Frau. Er war ein kleines, rundes, ältliches Männchen, das sich in unaufhörlicher Angst und Besorgniß darüber befand, daß seiner Frau auf den trügerischen Wellen irgend etwas Schreckliches und Unheimliches zustoßen könnte. Seiner Rede- und Denkweise zufolge war er ein Mensch, der sich von unten auf, vielleicht aus dem Hausknechtsstande, zu einem Vermögen und zu einer gewissen Stellung emporgearbeitet, und dann, um seine Arbeit zu krönen, eine sogenannte gebildete Frau genommen hatte. Diese Dame hatte, wie es schien, zu Lande wie zu Wasser nur zwei Befürchtungen, erstens, daß sie zu dick werden würde, und zweitens, daß man sie für eine Person von niederer Herkunft halten könnte. Sie erzählte der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit von ihrem verstorbenen Vater, nur um immer von Neuem zu betonen, daß derselbe ein Staatsbeamter gewesen sei, wodurch sie einen großen Eindruck hervorzurufen meinte.

Bei jenem Mittagmahl war's auch, daß man den Kapitän zum ersten Mal von seiner Frau sprechen hörte. Als derselbe seinen Platz am oberen Ende der Tafel eingenommen hatte, ließ er sein funkelndes Auge über die Reihe der Gäste schweifen.

„Steward,“ sagte er dann mit einer Stimme, die so metallreich wie die einer Posaune war, „wo ist meine Frau?“

„Die Frau Kapitän ist nicht ganz wohl,“ antwortete der Steward. „Sie wünschte, in ihrer Kabine zu speisen.“

Baron Wolfram, der dem Kapitän zur Linken saß, bemerkte, wie das Gesicht desselben sich verfinsterte.

„Sagen Sie meiner Frau, daß es mir erwünscht wäre, sie hier an der Tafel zu sehen!“ rief der Kapitän dem Steward zu.

„Sehr wohl, Herr Kapitän.“

Frau Sieveking, die dem Baron gegenüber und somit dem Kapitän zur Rechten saß, richtete ihre schönen großen Augen auf dessen düsteres Gesicht; seine Worte und der Ausdruck seiner Stimme hatten sie verletzt.

„Sie sind tyrannisch, Herr Kapitän,“ bemerkte sie mit unterbrochenem Mißfallen.

„Verehrte Frau,“ entgegnete der Schiffer, „der Thorheit Anderer Voranschub zu leisten, halte ich für doppelte Thorheit.“

„Ich bedaure, Kapitän Hartroß, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Sie nicht verstehe,“ sagte Frau Sieveking.

„Verzeihung. Meine Frau gefällt sich darin, eine unbegrenzte Furcht vor der See zu affectiren, und ich bin nicht gesonnen, sie in solcher Thorheit zu bestärken.“

„Diese Furcht ist aber sehr wahrscheinlich keine Thorheit, sondern eine wirkliche Furcht. Nicht Jeder ist so glücklich, Nerven von Stahl und Eisen zu haben, Herr Kapitän,“ antwortete die Dame.

„Von den Redensarten, die sich um die Nerven drehen, halte ich nichts,“ entgegnete Kapitän Hartroß kurz. „Nerven sind überhaupt Einbildungen, die ich bei Denen, über die ich zu verfügen habe, nicht dulde.“

Die schöne Frau wendete sich mit Achselzucken von ihm ab. Baron Wolfram aber beschäftigte sich schweigend mit dem ausgezeichneten Mahl, welches der Steward und die Stewardsmaaten auftrugen, und dabei suchte er nach der Lösung des Räthfels, was eine Frau, die eine so große Furcht vor der See hatte, bewogen haben konnte, einem Seefahrer ihre Hand zu reichen.

Das Mahl verlief, ohne daß die Gattin des Kapitäns an der Tafel erschienen wäre, was wiederum zu allerlei Muthmaßungen und unbestimmten Gerüchten Veranlassung gab. Klatsch und Skandal sucht finden während einer langen Seereise den üppigsten Boden.

Der Dampfer war aus dem Atlantischen Ocean durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer eingelaufen. Sternensumelnd lag der Abend über der See, nur im Westen zeigten sich noch Schaaren rosigiger, dustiger Wolken am Himmel. Frau Sieveking saß in einem der bequemen Bambusstühle auf Deck und schaute träumerisch zum Sternenzelte empor. Der Baron kam aus der Kajüte herauf, und als er die Dame gewahrte, die ihm von allen Passagieren am sympathischsten war, näherte er sich derselben schnell.

„Was sehen Sie dort oben in den Wolken, gnädige Frau?“ fragte er lächelnd.

„Ich bewundere die seltsame Gestalt derselben,“ entgegnete sie leise. „Sie erscheinen mir wie kleine Kinder — wie kleine Kinder mit Flügeln.“

„Kleine Kinder mit Flügeln sind Engel, gnädige Frau.“

„Ja,“ sagte sie, und ihre Augen schauten trauriger, träumerischer. „Sie fliegen davon und winken mir . . . solche Wolkengebilde sind manchmal wirklich höchst merkwürdig, Herr Baron.“

In diesem Augenblick ging der Kapitän vorüber. Er grüßte die Dame mit einer leichten Verneigung.

„Ich mag den Kapitän nicht,“ bemerkte Frau Sieveking. „Ich bin überzeugt, daß er seine Frau schlecht behandelt. Ich wollte, daß sie sich einmal auf Deck sehen ließe, damit ich sie kennen lernte.“

„Vielleicht ist sie gar nicht so unglücklich,“ wandte der Baron ein.

„Was das anlangt, da betrachten Sie sich nur einmal der Kapitän recht genau,“ erwiderte sie. „Sein Gesicht verräth eiserne Willenskraft und kühnen Muth, aber zugleich auch Härte und Unbeugbarkeit; außerdem ist er jähzornig, leidenschaftlich und eifersüchtig. Dagegen vermisse ich Alles, was ihm das Herz einer Frau gewinnen oder erhalten könnte. Der Mann kennt weder Nachsicht, noch Mitgefühl, noch Gnade. Ich bin fest überzeugt, daß seine Frau sehr unglücklich ist.“

„Ich habe zu wenig Interesse für ihn, um mich auf seine Seite zu stellen,“ sagte Baron Wolfram lächelnd. „Wenn Sie also wünschen, bin ich gern bereit, ihn für einen Blaubart anzusehen.“

Frau Sieveking gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer und wendete sich dann wieder dem westlichen Himmel zu, an dem die rosigen Wölkchen in einen dünnen, dunklen Streifen verfloßen waren.

Der Baron hatte diese Unterhaltung sehr bald vergessen. Die Nacht sank hernieder, eine so stille und klare Nacht, wie man sie im Mittelmeer nicht allzu oft findet. Er zündete sich eine Cigarre an und schaute, an die Regeling gelehnt, hinaus in die vom aufgehenden Monde hell beleuchtete Ferne. Die Wogen brachen sich in silbernem Schaum an der schwarzen Schiffswand, während der gewaltige Dampfer mit dumpfem Losen seinen Weg verfolgte und eine lange, weiß aufleuchtende Spur hinter sich zurückließ.

Die übrigen Passagiere hatten nach und nach ihre Kabinen aufgesucht. Er befand sich ganz allein auf dem Achterdeck. Plötzlich hörte er einen leichten Tritt in seiner Nähe; er schaute sich um und gewahrte eine hohe schlanke Frauengestalt, die, wie er, an der Regeling lehnte und über die mondbeglänzten Wasser blickte. Ihr Antlitz war fast so bleich wie das des Mondes, dabei aber von wunderbarer Schönheit. Baron Wolfram gestand sich, nie ein nur annähernd so entzückendes Gesicht gesehen zu haben. Die Augen waren groß und dunkel, das Haar aber lag in lichten, goldig schimmernden Massen auf ihrem Kopfe. Eine heiße, nie gefühlte Empfindung erwachte in des jungen Mannes Brust; er vermochte kein Auge von der herrlichen Erscheinung zu verwenden. Er sagte sich sogleich, daß diese schöne Unbekannte die Frau des Kapitäns sein müsse.

Sie hatte seine Gegenwart noch nicht bemerkt. Er richtete sich auf, räusperte sich und warf seine Cigarre in's Wasser.

Jetzt erblickte sie ihn und war augenscheinlich über diese unerwartete Begegnung erschrocken.

„Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau,“ sagte er, mit höflichem Gruße herzutretend.

„Ich habe Sie ohne Wissen und Willen erschreckt. Ich stand dort im Schatten des Bootes, Sie bemerkten mich daher nicht, als Sie hierher kamen.“

Er nannte seinen Namen und erfuhr nun auch den ihren, Anna Hartroß.

„Der Schrecken war so groß nicht,“ sagte sie lächelnd, und dieses Lächeln zeigte ihm erst, wie schön sie war. „Ich bin aber heute Abend zum ersten Mal auf Deck gekommen, und da war mir's, als sei ich in einer ganz neuen Welt.“

Der Baron vermochte kein Auge von dieser lieblichen Erscheinung zu verwenden. Das also war die Frau des Kapitäns. Derselbe war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, diese junge Frau aber konnte kaum älter als achtzehn sein. Es war ihm fast unmöglich, sich diese Weiden als ein Paar zu denken.

Um das verlegene Schweigen zu brechen, fragte der Baron, ob ihr Unwohlsein, von dem er gehört, sich gehoben habe.

„Eigentlich unwohl oder krank bin ich nicht gewesen,“ erwiderte sie leise. „Ich fürchte mich nur so vor der See,“ fuhr sie fort, und dann wiederholte sie diese Worte noch einmal flüsternd, fast unhörbar, wie träumend. „Ich weiß nicht, warum ich mich so fürchte; wenn ich hier stehe und das Meer betrachte, dann muß ich gesehn, daß ich mir keinen herrlicheren und großartigen Anblick denken kann — und dennoch fürchte ich mich davor.“

„Wußte Ihr — wußte der Kapitän dies, als er Sie mit sich an Bord nahm?“ fragte der Baron.

Ihr Antlitz wurde blutroth, aber sie gab Antwort. „Ja, er wußte es; ich habe ihm immer gesagt, daß ich vor der See Angst habe.“

Der Baron schwieg einige Augenblicke, dann ergriff er wieder das Wort. „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „aber sollte diese Furcht vor der See, vor dem Wasser, das Sie hier so unaussprechlich reizvoll und in erhabener Schönheit vor sich sehen, nicht ein wenig — nun, sagen wir unbegründet sein? Sollten Sie dieselbe nicht überwinden können?“

„Kann ein Gefühl, das doch mein ganzes Inneres erfüllt, wirklich unbegründet sein?“ entgegnete sie, ihn mit einem Blick anschauend, den man zuweilen in den Augen eines geängstigten, hilfsehenden Kindes findet. „Und wenn es unbegründet ist, so kann ich mir doch nicht helfen. Sie sind ein Mann, stark und voll klaren Geistes, und Sie verachten mich vielleicht. Aber wenn Sie wüßten, welch' ein eifriges Entsetzen mich packt, wenn ich in der Nacht aufwache und mir sage, daß nur eine dünne, schwache Wand mich von der finsternen, graufigen, unermesslichen Tiefe trennt, dann würden Sie mich bemitleiden. Wenn ich die Fluthen draußen rauschen und plätschern höre, während ich in der engen Koje liege, dann ist mir's, als müßte ich vor Angst sterben. Dann sehe ich die grüne, glasige, dunkle Tiefe deutlich vor mir. Ich kann mir nicht helfen, aber ich fühle, daß ich diese Furcht, und wenn sie auch nur Einbildung ist, nie überwinden werde.“

„Ich muß Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß ich es unter solchen Umständen unbegreiflich finde, daß Sie diese Seefahrt überhaupt unternommen haben,“ sagte Baron Wolfram.

„Ich bin nach meinem Willen und nach meinen Empfindungen gar nicht gefragt worden,“ antwortete sie gebrückt. „Glauben Sie, Herr Baron, daß diese instinktive Furcht ein böses Vorzeichen ist? Ich habe früher mancherlei Geschichten gelesen, auch über den Aberglauben der Seelente, und da hieß es immer, daß Leute, die sich vor der See fürchten, eines Tages unfehlbar ertrinken müßten.“

Der Baron lachte. „So lehrt der Aberglaube,“ rief er. „Sie sagten's ja selbst. Nein, gnädige Frau, lassen Sie mich Ihnen prophezeien, daß Sie Ihr Leben weder auf noch in dem Wasser lassen werden.“

Das Gesicht der jungen Frau klärte sich auf, und sie blickte ihren Gesellschafter an wie ein dankbares Kind.

„Nebrigens,“ fuhr der Letztere fort, „befinden wir uns hier an Bord eines Schiffes, in dem man sich so sicher fühlen kann, wie in dem festesten Hause auf dem Lande. Diese großen Passagierdampfer erfreuen sich mit Recht des ausgezeichnetsten Rufes; sie —“

Ein schnell sich nahender fester Schritt unterbrach ihn; es war der Kapitän. Derselbe legte die Hand auf die Schulter seiner Frau und blickte auf ihr Antlitz herab.

„Wo hast Du endlich einmal den Weg auf Deck gefunden?“ sagte er. „Und ohne mich und noch dazu in der Nacht?“

Sie sah zu ihm empor, schüchtern und mit zweifelnder Furcht im Blick. Im Herzen des Barons regte sich ein inniges Mitleid.

„Die anderen Damen kommen am Tage herauf, wo sie wissen, daß sie passende Gesellschaft finden,“ fuhr der Kapitän fort. „Du suchst Dir natürlich die finstere Nacht aus.“

„Und doch fand ich noch gute Gesellschaft,“ versuchte sie zu lächeln.

In diesem Augenblick schob sich eine schwarze Wolkenmasse vor den Mond, und die vorher so helle Nacht wurde mit einem Schlage stockfinster. Die junge Frau klammerte sich in plötzlichlicher Angst an den Arm ihres Gatten und sah zitternd auf die schwarze See hinaus, von der ein hohles, unheimliches Brausen herüberdrang.

„Fürchtest Du Dich schon wieder?“ fragte der Kapitän rauh. „Man sollte nicht glauben, daß eine Frau in Deinen Jahren noch so unvernünftig sein kann. Du hast ein gutes Schiff unter Deinen Füßen, Du hast mich bei Dir, Du hast eine Gesellschaft von Damen und Herren, ja sogar von Kindern um Dich, die Alle munter und vergnügt sind und keine Spur von Furcht empfinden, und dennoch! Deine Furcht ist ein kindischer Unsinn, der aufhören muß. Sind Sie nicht derselben Meinung, Herr Baron?“

„In gewissem Sinne, ja,“ antwortete der Gefragte. „Versuchen Sie doch einmal, gnädige Frau, den Gedanken festzuhalten und weiter auszuenden, daß Ihnen auf der See der Himmel ebenso nahe ist, wie auf dem Lande. Sie werden dann mehr Ruhe finden, glaube ich.“

Sie dachte einen Moment nach, dann blickte sie schnell auf.

„Sie haben Recht, Herr Baron. Das war ein schönes Wort; ich danke Ihnen dafür.“

„Nun, dann handle auch darnach,“ sagte der Kapitän. „Deine Thorheit währt nun gerade lange genug. Ich glaube, daß man eher zehn Steinklopfer zu Seelenten, als eine närrische Frau klug machen kann.“

Die junge Frau stieß einen Seufzer aus. „Habe Geduld mit mir, Erik,“ bat sie. „Du weißt, wie ich mich bemühe, stets Deinen Willen zu thun. Aber diese Furcht ging bisher über meine Kräfte.“

Kapitän Hartroß schwieg eine Weile. „Warum kamst Du überhaupt heute so spät noch auf Deck?“ fragte er dann plötzlich und mit einem bösen Klang in der Stimme.

Trotz der Dunkelheit gewahrte der Baron den Blick, der ihn dabei traf. Das Blut drang ihm zum Herzen, aber er beherrschte sich.

„Ich wollte ohne Zeugen sein, damit Niemand es sähe, wenn mich die Furcht überkommen sollte,“ lautete die Antwort.

Der Kapitän lachte verächtlich. Dann, nach einem Schweigen, welches peinlich zu werden begann, sagte er: „Für das erste Mal bist Du nun lange genug auf Deck gewesen. Darf ich Sie bitten, Herr Baron, meine Frau über die Treppe mittschiffs hinab und in den Salon zu geleiten? Die hintere Treppe habe ich fortnehmen lassen.“

Baron Wolfram bot, ohne ein Wort zu sagen, der jungen Frau den Arm und führte sie vorsichtig bis an die Kommandobrücke und dann hinab auf das Hauptdeck. Sein Herz klopfte ganz seltsam, als er die kleine, weiße Hand auf der seinen fühlte. Er sehnste sich, ihr sagen zu dürfen, wie er mit ihr fühle, wie er sie bemitleide. Dann aber fiel ihm ein, daß sie das Weib eines Andern, eines tüchtigen und braven, wenn auch etwas rauhen Mannes sei, und kein Wort kam über seine Lippen.

Die Thür ihrer Kajüte stand halb offen. Drinnen brannte die Hängelampe.

Er verneigte sich, wünschte ihr eine gute Nacht und kehrte auf das jetzt wieder vom Mondlicht überspülte Deck zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unheimlicher Gast.

(Mit Bild auf Seite 1.)

Gerade als die beiden drolligen Möpfe auf dem hübschen Thierbilde von Minna Stocks (siehe unseren Holzschnitt auf S. 1) ihr Mittagsmahl verzehren wollen, hüpf' ein unheimlicher Gast! auf den Rand des Topfes. Es ist eine der großen Saatträhen, die man in Süddeutschland allgemein, aber unrichtig „Raben“ nennt. Der Hunger hat sie in den Hof getrieben, und mit der ihrem Geschlechte eigenen edlen Dreistigkeit sucht sie alsbald den beiden Hunden ihr Mahl streitig zu machen. Da nun eine gehörige Dosis Unverschämtheit erfahrungsmäßig gar häufig

zum Ziele führt, so wird das Ende wohl sein, daß die beiden Möpfe das Feld räumen und dem unheimlichen Gaste ihre Mahlzeit überlassen.

Das Felsenthor am Eggenthaler Weg (Tirol).

(Mit Bild auf Seite 4.)

Ein Stündchen von Bozen liegt an der Brixener Landstraße das Dörfchen Kardana, bei dem man in das wildromantische Eggenthal eintritt. Dieses wird viel besucht, namentlich im unteren Theile, wo eine gute Straße bergan führt, die durch Aufmauerungen hergestellt oder durch Sprengungen dem Felsen abgewonnen ist, da das schluchtartige Thal neben dem hindurchbrausenden Gebirgsbache keinen Raum für eine Straße mehr bot. Stellenweise mußten sogar kleine Tunnel gehohlet werden. Die malerische Felsen-scenerie wechselt bei jeder Biegung des Weges, dessen schönsten Punkt unser Bild auf S. 4 wiedergibt. Es ist dies die Stelle vor dem ersten Tunnel, dem Felsenthor, wo links von der Straße steil die sogenannte Teufelskanzel emporragt und rechts der Bach einen prächtigen Wasserfall bildet. Weiter hinauf wird das Eggenthal breiter und daher weniger romantisch und verzweigt sich schließlich.

Michel Angelo und Vittoria Colonna.

(Mit Bild auf Seite 5.)

In die Glanzperiode der Renaissancezeit verlegt uns der Holzschnitt auf S. 5 nach H. Schneider's wirkungsvollem Gemälde „Michel Angelo und Vittoria Colonna“, auf dem wir einen der größten Künstler aller Zeiten und die berühmteste Dichterin Italiens, die ein wahrhaft ideales Freundschaftsverhältnis vereinte, vor uns sehen. Vittoria hatte nach dem Tode ihres Gemahls, des 1525 an seinen in der Schlacht von Ravia erhaltenen Wunden gestorbenen Marchese di Peicara, zuerst Trost in der Einsamkeit und in der Poesie gesucht. Sie lebte abwechselnd zu Neapel und auf Ischia und zog sich dann längere Zeit in ein Kloster zurück, bis sie sich in Rom niederließ. Hier lernte der damals schon zweiundzwanzigjährige Michel Angelo die vierundvierzigjährige, aber noch immer schöne Frau kennen, und die beiden hohen und reinen Geister fühlten sich alsbald mächtig von einander angezogen. Auf unserem Bilde lehnt der große Künstler, der nicht bloß Maler, Bildhauer und Architekt, sondern auch Dichter war, sich an seine herrliche Kolossalstatue des Moses, während er der Freundin eines der an sie gerichteten, tiefempfundnen Sonette vorliest. Als Vittoria 1547 starb, war auch Michel Angelo's Interesse am Leben dahin, und nur der Gedanke, ihr bald folgen zu dürfen, gab ihm Trost.

Um das Glück des Herzens.

Geschichtliche Erzählung von Ernst Selkmuth.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem der letzten Maitage des Jahres 1814 war die junge, bildschöne Prinzessin Charlotte zu ihrer Mutter, der Gemahlin des Prinzregenten Georg von England, gefahren, die seit Kurzem, von ihrem Gatten verstoßen, allein in einer Villa außerhalb Londons wohnte.

Fast ungestört vor Freude drückte die Mutter, eine geborene Prinzessin Karoline von Braunschweig, ihre Tochter an sich, nachdem dieselbe in ihr Zimmer getreten.

„Du wagst es, zu mir zu kommen?“ fragte sie, indem ein Zug von Bitterkeit in ihr Antlitz trat. „Du bist ein muthiges Kind, Charlotte.“

„Ich will es sein,“ erwiderte diese aufgeregt, „da man mich dazu herausfordert, liebe Mutter. Ich muß es sein, soll ich mich nicht verloren geben, mich und mein Lebensglück. Ach, es ist schrecklich, dieses Dasein im Kampf um meine Freiheit, um meine natürlichen Rechte gegen — den eigenen Vater!“

Sie hatte Thränen in den Augen und trocknete sie mit ihrem feinen Battisttuch.

„Was gibt es denn nur?“ fragte Karoline

besorgt und zog das weinende Mädchen zu sich auf das Sopha. „Und was wirst Du erst wieder zu befürchten haben, mein armes Kind, wenn Dein Vater erfährt, daß Du Deine Mutter besucht hast, die von ihm Verstoßene und nun auch vom Hofe Verwiesene?“

„Um meinewillen ist Dir nun auch diese Schmach noch bereitet worden!“ sagte Charlotte und umarmte mit schmerzlicher Innigkeit ihre Mutter. „Du hast

Deine einzige Tochter nicht verlassen wollen; Du, Du allein an diesem Hofe hast mir ein Herz entgegen gebracht in meiner Noth und Bedrängniß, und darum mußt Du nun leiden.“

„O, ich leide schon lange! Du weißt es wohl,

Charlotte, ich konnte mit Deinem Vater mich nie verstehen. Er, den die Welt schmeichlerisch den ‚ersten Gentleman‘ nennt, war gegen mich immer ein Tyrann, man hatte uns ohne Neigung verheirathet. Darum, mein Kind, graut mir davor, daß nun auch Du gezwungen werden sollst, ein solches Opfer herzloser Politik zu sein.“

„Ich werde es niemals sein, Mutter!“ rief die kaum achtzehnjährige Prinzessin energisch. „Ich werde niemals den Prinzen Wilhelm von Oranien heirathen, und würde er noch eine glänzendere, als die holländische Krone erhalten. Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn und habe ihm dies deutlich genug, trotz des Unwillens meines Vaters, zu erkennen gegeben vor dem gesammten Hofe, vor ganz London. Er muß es endlich einsehen, daß ich mich zu dieser Ehe mit ihm auch selbst durch meinen Vater nicht zwingen lasse.“

„Arme Charlotte!“ sagte begütigend und theilnahmenvoll ihre Mutter. „Wenn ich Dir helfen könnte in diesem Kampfe! Aber was kann ich thun, mehr noch, als ich schon gethan?“

„Laß mich allein um mein Leben ringen. Ich verzage nicht, da meine Liebe zu Prinz Leopold mir Muth und Hoffnung gibt. In ihm sehe ich mein Ideal, in ihm seit jenem

Tage im vorigen Jahre, an dem er hier bei Hofe erschien, mit mir sprach, seine seelenvollen Augen in die meinen senkte. Für ihn, für Leopold, für mein Glück, für meine Zukunft will ich kämpfen mit allen meinen Kräften!“

Ihre Wangen flammten, ihre blauen Augen glänzten.

Eine Weile war es still zwischen Tochter und Mutter. Langsam nahm die Letztere dann

Karoline, die inzwischen in dem ihr gereichten Briefe gelesen hatte.

„Heute früh kam mir dieses Billet zu,“ fuhr Charlotte dann vertraulich fort. „Welche Nachricht! Prinz Leopold wird im Gefolge des russischen Kaisers in acht bis zehn Tagen hier eintreffen. Lies doch, wie leidenschaftlich er mir schreibt, auf dieses Wiedersehen sich freut! Das mußt Du doch wissen, denn bei Dir ho e ich, mit ihm zusammenkommen zu können.“

Die Mutter sann nach. Wieder in den Brief blickend, sagte sie dann:

„Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg ist eine edle Natur, und Du würdest an seiner Seite eine glückliche Frau werden. Es ist wohl der Mühe werth, daß ein Weib darum kämpft. Wie er schreibt, hofft er auch das Beste für seine und Deine Sache von der Vermittelung des Zaren, der ihm nicht nur ein Verwandter, sondern auch ein aufrichtiger Freund sei. Das wiegt viel, Charlotte. Kaiser Alexander ist jetzt der mächtigste Mann in Europa, die Besiegung Napoleon's hat ihn in Aller Augen wie zu einem Schutzherrn der neuen Ordnung gemacht, die nunmehr für Europa auf dem Kongreß in Wien eingerichtet werden soll. Da wird mein Herr Gemahl ebenfalls große Stücke auf den Zaren und seine Absichten halten, und es ist daher leicht möglich, daß er ihm zu Gefallen thut, was er uns zu Liebe zu thun so hartnäckig sich weigert, nämlich auf Deine Heirath mit Oranien zu



Das Felsenthor mit dem Wasserfall am Eggenthaler Weg (Tirol). [S. 3]

die Hand der schönen Schwärmerin und sagte: „Was aber führt Dich zu mir? Du hast doch nicht ohne Grund diesen kühnen Besuch gewagt, nachdem Dein Vater Dir und mir verboten hat, einander zu besuchen?“

Prinzessin Charlotte nahm einen Brief aus ihrer Rocktasche. „Von ihm!“ antwortete sie triumphirend. „Wir haben unsere geheime Post trotz aller Spione. Lies, Mutter, und frage Dich dann, warum mein Herz mich drängte, mich an das Deine zu werfen.“

Wieder umarmte sie stürmisch die Prinzessin

verzichten und die mit Prinz Leopold zugeben, obgleich ihm dies seine politischen Pläne auf Holland zerstören müßte. — Hoffen wir denn das Beste, mein Kind. Kann ich, so werde ich euch mit Freuden in euren Plänen unterstützen.“

„Ah, Mutter, wie mich das aufrichtet! Nun wollen wir sehen, wie es geht. Dort Oranien, hier Koburg. Der große Völkerring ist aus, aber hier am Hofe von London muß noch ein Krieg entschieden werden. Und,“ dabei stand sie auf und küßte zum Abschied herz-



Michel Angelo und Vittoria Colonna. Nach einem Gemälde von H. Schneider. (S. 3)

lich ihre Mutter, „die gute Sache wird auch hier siegen, die des Herzens, die der reinen, heißen Liebe!“

Prinzessin Charlotte hatte seit kurzer Zeit ihren eigenen Palast mit besonderem Hofstaat erhalten. Zwei Tage nach dem Besuch, den die bedrängte Tochter ihrer unglücklichen, vom Hofe verwiesenen Mutter gemacht, empfing sie ihren Vater, den Prinzen von Wales, der für den irrsinnig gewordenen König Georg III. von England die Regentschaft führte.

Er kam in großer Aufregung; drohende Wolken des Zornes lagen auf seiner Stirn, und seine Augen waren von einem unheimlichen Glanze erfüllt. Die Prinzessin sah bei diesem Anblick einem neuen Sturm entgegen und waffnete sich mit Muth.

Sie wußte, warum er zu ihr gekommen war. Er wollte seinem Zorne gegen sie Luft machen, daß sie seinem Verbot zuwider ihre Mutter besucht hatte. Er überschüttete sie in der That mit heftigen Vorwürfen, ohne daß sie sich indeß dadurch einschüchtern ließ.

„Aber,“ sagte er schließlich, „es soll diesen Durchstechereien zwischen Dir und Deiner Mutter ein Ende bereitet werden. Du kennst meinen Willen bezüglich Deiner Verheirathung, und diese soll nunmehr auch stattfinden, ohne Verzögerung. Dann kommst Du nach Holland! Und Deine Mutter soll sich hüten, daß ich nicht noch strengere Maßregeln gegen sie ergreife, um ihren Trotz gegen mich, ihre Intriguen gegen meine Pläne zu brechen. Ich bin der Herr und so gut wie der König selber, dem man in seiner Familie unbedingten Gehorsam schuldet.“

Charlotte konnte sich nicht länger zurückhalten. Unwillig und gereizt durch seine Worte über die Mutter erwiderte sie: „Heirathen will ich gern; am liebsten sogleich, um endlich einmal diesem unwürdigen Zustand von Sklaverei enthoben zu sein. Aber den Prinzen von Oranien nehme ich nicht.“

Er stuzte und betrachtete sie mit durchbohrenden Blicken. „Einen Anderen wohl? Einen, den Dir Deine Mutter geben will?“ rief er mit Hohnlachen. Dann fuhr er im Tone eines Befehlenden fort: „Schlag' Dir solche romantische Gedanken nur aus dem Sinn. Prinz Wilhelm wird Dein Gemahl, und die Sache ist jetzt abgemacht. Die Familie Oranien habe ich bereits zur Hochzeit bestellt, die Brautkleider werden für Dich schon gefertigt. In acht Tagen kommen die Fürsten aus Paris hierher, die ich eingeladen habe. Der russische Kaiser, der preussische König, Prinzen aller Länder, Minister, Feldherren, Diplomaten. Sie sollen Deine Hochzeitsgäste sein.“

„Du wirst Dich täuschen, Vater,“ versetzte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ohne meine Einwilligung wird diese Heirath nicht vollzogen werden können, und ich werde nie davein willigen, nie, niemals!“

Die Zornader schwellte wieder auf seiner Stirn. „Wir werden ja sehen, wer seinen Willen durchsetzt, Du oder ich!“ heulte es von seinen Lippen. „Von der unsinnigen Auffassung, daß Du einen eigenen Willen hast, mußt Du abkommen. Ich war wohl selbst schuld daran, daß Du zu solcher Auffassung verleitet wurdest, indem ich Dir einen eigenen Hofstaat und eine eigene Wohnung außer meinem Hause einrichtete. Diesen Fehler werde ich wieder gut machen. Du wirst dies Palais verlassen!“

„Wie?“ fuhr sie auf. „Dies Palais, mein Palais verlassen? Vater, Du beschimpfst mich damit vor aller Welt.“

„Deine eigene Schuld! Ich muß Dir beweisen, daß Du in meiner Gewalt stehst. Bei mir im Buckinghampalast, unter meiner Aufsicht, wirst Du vernünftiger und wieder gehorsamer werden. Daran zweifle ich nicht.“

Die Prinzessin rang verzweiflungsvoll die Hände, als sei ein Todesurtheil unerwartet über sie ausgesprochen worden, und stieß heraus: „Nein, nein, ich folge diesem Befehl nicht. Das ist grausam, das ist Willkür. Wohin Du mich führen würdest, wäre ein Kerker.“

Entsetzt lief sie durch das Zimmer, um sich zu flüchten.

„Halt!“ schrie der Regent wüthend und stürzte ihr nach. „Du wirst mir gehorchen, augenblicklich!“

Er hatte ihren Arm ergriffen und hielt sie fest.

„Vater! Laß mich! Ich beschwöre Dich nochmals!“

„Gehorche, sage ich, oder —“ „Oder?“ schnellte sie verzweiflungsvoll empor.

„Ich rufe die Wache. Ich lasse Dich verhaften.“

Ein wilder Schrei bebte von ihren Lippen. Sie riß sich heftig los von der Hand ihres Vaters und stürzte zur entgegengesetzten Thür, dem Ausgang zu.

„Gehen Sie ihr nach!“ befahl der Regent den herbeigeeilten Dienern, doch ehe diese, betroffen über den Vorgang, sich dazu anschickten, war die Prinzessin verschwunden.

Auf einer der Hintertreppen war sie entkommen und gleich darauf betrat sie die Straße. Im Schlepptheil, ohne Hut slog sie unter die Menschen, die da aneinander in geschäftigem Lauf vorübergingen und die ob ihrer seltsamen Erscheinung verwundert die Augen auf sie richteten. Sie kannten sie wohl. Ohne aber auf Jemand zu achten, stürmte sie fort, bis sie einem Miethswagen begegnete, dessen Kutscher sie befohl, so schnell als möglich nach der Villa ihrer Mutter zu fahren. . . .

Prinzessin Karoline war eben mit ihrem Anwalt und dem bewährten Freunde ihres Hauses, dem berühmten Abgeordneten Brougham, in einer geschäftlichen Unterredung begriffen, als der Eintritt ihrer Tochter erfolgte. Die Aufregung derselben über die heftige Scene, die sie mit ihrem Vater gehabt, hatte sich noch nicht gelegt. Im Gegentheil, in der Empörung, in der sich ihr Stolz befand, war sie außer sich und schilderte in flammendem Zorn den ihr angethanen Schimpf.

„Darf denn mein Vater so handeln? Bin ich nicht die künftige Königin von England?“ rief sie aus.

So wenig ihre Mutter geneigt war, die Partei ihres Gemahls zu ergreifen, der so viel Schmach und Kränkung schon auf sie gehäuft, so mußte sie ihrer Tochter doch zu Gemüth führen, daß sie sich den Befehlen ihres Vaters fügen müsse, zumal sie noch minderjährig sei. Auch Brougham, der Freund des Hauses, gab ihr zu bedenken, daß es nur unheilvoll für sie auszugehen würde, wenn sie sich zu Handlungen offener Widersetzlichkeit hinreißen ließe.

Dazu schien sie indeß fest entschlossen zu sein. Denn bitter entgegnete sie dem geseierten Parlamentsmann: „Sie sind einer der Führer des Volks und überliefern mich meinem Vater! O, das Volk würde, wenn ich es aufriefe, mir beistehen. Es haßt ihn.“

Da nahm Brougham sie bei der Hand und führte sie an das Fenster, das nach dem Hyde-park hinausging.

„In wenigen Stunden,“ sagte er eindringlich zu ihr, „werden sich hier für eine ausgeschriebene Wahlversammlung vielleicht fünfzigtausend Menschen versammeln. Wenn Sie sich ihnen zeigen, Prinzessin, und sie zu Ihrer Hilfe aufrufen, so bin ich überzeugt, daß sie sich einmüthig für Sie erheben werden. Sie genießen eine Stunde lang den Triumph des Erfolges. Dann aber würden Truppen anmarschiren und das Volk mit Gewalt zerstreuen; es würde

Todte und Verwundete geben; es würde für Sie, auf Ihre Veranlassung und in einer ungeschicklichen Sache Blut fließen —“

„Genug, genug,“ unterbrach ihn die Prinzessin schauernd. „Ich werde gehorchen. Mein Vater soll mir meinen Hofstaat nehmen. Ach, Alles will ich hingeben und fahren lassen — nur ihn nicht, nur Leopold nicht!“*)

2.

Am 7. Juni 1814 kam der Zar Alexander mit dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen von dem besiegten Paris nach London, begrüßt von dem Jubel der Bevölkerung.

Prinzess Charlotte hatte sich mit ihrem Vater äußerlich wieder versöhnt. Bei ihrer Flucht vor ihm hatte er das Aeußerste befürchtet und war erst seiner großen Angst enthoben worden, als die ausgesandten Diener ihm berichteten, daß seine Tochter sich in dem Hause ihrer Mutter befinde. Er ließ sie durch die Versicherung begütigen, daß er Alles beim Alten lassen wolle, und sie in ihr Palais zurückkehren könne. Der entschlossene Charakter, den sie ihm furchtlos gezeigt, bewog ihn zu diesem Nachgeben, vor Allem, um seine hohen Gäste nicht inmitten eines schon stadtkundig gewordenen Hofskandals zu empfangen, den die Prinzessin noch zu vergrößern wohl fähig gewesen wäre. In der ihr gelassenen Freiheit wußte sie schon am ersten Tage nach der Ankunft des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg eine geheime Zusammenkunft mit ihm bei ihrer Mutter zu veranstalten.

Der dreiundzwanzigjährige Prinz war einer der schönsten und durch seine edlen Charaktereigenschaften liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, und es war daher wohl begreiflich, daß er das Herz der heißblütigen Prinzessin von England in Flammen gesetzt hatte. Die Prinzessin theilte ihm mit, was sie in letzter Zeit kampfmüthig gegen den Plan ihres Vaters gethan; sie hatte in der Glückseligkeit ihres Weisammenseins mit dem Geliebten alles ertragene Leid vergessen.

„Mein Vater,“ sagte sie, „wird endlich eingesehen haben, daß er sich keine Hoffnung darauf machen kann, mich mit Oranien zu verheirathen. Seit acht Tagen ist er gütig und freundlich gegen mich und spricht nicht ein Wort mehr von dem Prinzen Wilhelm, der sich mir ebenfalls nicht mehr als nöthig mit seinen Aufmerksamkeiten naht. Gewiß, dieser Sturm ist vorüber.“

„Sie haben dann durch Ihre eigene Kraft gesiegt, Prinzessin,“ entgegnete er, indem er entzückt seine Augen auf ihr ruhen ließ. „Aber,“ setzte er hinzu und ein Schatten der Sorge trat auf seine Stirne, „schmerzlich muß es mich ergreifen, wenn ich bedenke, daß ich Sie wegen Ihres Muthes bewundern muß, ohne mit meinem eigenen sicher zu sein, den herrlichen Preis zu erringen, den Sie mir durch Ihre Liebe in Aussicht stellen. Wenn auch durch Ihre Festigkeit der Plan Ihres Vaters fällt, wird er darum in eine Verbindung zwischen uns Beiden niemals einwilligen?“

„O mein Prinz,“ rief sie, „darum lassen Sie uns Beide kämpfen! Der eine Sieg gibt wir Vertrauen, auch den anderen zu erringen. Bin ich Ihrer Liebe gewiß, kann ich und werde ich nicht zagen.“

Er zog ihre Hand leidenschaftlich an seine Brust.

„Mein Leben für Sie, Charlotte! Mit meinem letzten Herzblut erst könnte meine Liebe für Sie sterben. Ich rechne viel auf die Verwendung meines schwägerlichen Freundes, des Zaren Alexander. Aber,“ und wieder verdüsterte sich seine Miene, „in Ihrer hohen, zu-

*) Dieser ganze Vorgang ist durchaus historisch.

knüftsvollen Stellung als Erbin einer der mächtigsten Kronen der Welt bleibt die Politik bei Ihrer Verheirathung sicherlich nicht aus dem Spiel. Ist mir der Kaiser von Rußland auch persönlich sehr gewogen, übermag er doch nichts als politisches Gewicht für meine Vermählung mit Ihnen in die Waagschale zu werfen. Das Haus Koburg ist nicht reich, nicht mächtig — wie kann ich hoffen, daß die englische Politik sich dieser Erwägungen entschlagen wird, um mir unseren Herzen ihren Triumph zu gönnen?"

"Ich will es erstreben und werde es eringen!" antwortete sie mit Zuversicht. "Ich will diesen Triumph des Weibes davontragen, oder alle diese Prinzessinherrlichkeit, Reich und Krone der Zukunft mögen dahin fahren. Ihre Liebe, Leopold, ist mein Leben. Mehr wie Ihnen legen mir die Verhältnisse auch die Aufgabe auf, dafür zu kämpfen. Halten Sie treu zu mir und vertrauen Sie mir. Ist es nicht heute, so morgen, daß wir mit der Macht der Liebe die Kege der Politik und ihre Fesseln zerreißen."

"Charlotte, theure Charlotte, wie soll ich Ihnen danken!" rief feurig der Prinz und bedeckte ihre Hände mit innigen Küffen.

Es war wie ein zwischen Beiden besiegelter Vertrag, der in diesem Zwiegespräch beschloffen wurde, eine heimliche Verlobung, die sie in der Größe ihre Leidenschaft eingingen. —

Die Hoffeste führten sie darnach oft genug zusammen. Kaiser Alexander bezeugte der Prinzessin öffentlich die höchsten Aufmerksamkeiten, und es gebot die Hofetikette, daß sie bei Tafel an seiner Seite ihren Platz erhielt. Prinz Leopold kam so in ihrer nächsten Nähe zu sitzen und hatte dadurch ungeachtet Gelegenheit, sich mit ihr zu unterhalten. Sie ließ hierbei es absichtlich bemerkbar werden, wie angenehm ihr seine Gesellschaft war, wogegen der ebenfalls nahe bei ihr sitzende Prinz von Oranien auf seine Art kaum eines Wortes von ihr gewürdigt wurde. Das mußte, zumal das oranische Heirathprojekt und der Zwiespalt der Prinzessin mit ihrem Vater in den Hofkreisen längst bekannt geworden war, auffallen. Man sprach schon offen von einem Liebesverhältniß zwischen dem Prinzen von Koburg und der Prinzessin Charlotte. Auch der Regent war nicht blind dafür. Aber er that, als beachte er es nicht. Ueber ihre Neigung mochte seine Tochter Herrin sein, über ihre Hand jedoch wollte er schon mit dem Recht des Gebieters verfügen.

So meinte er. Doch er hatte nicht mit einem liebenden Mädchenherzen gerechnet. Auch Charlotte hatte ihren Plan gemacht, und sie hoffte ebenso sicher auf Erfolg, wollte sie doch den Oranien bei seiner schwächsten Seite fassen.

Zweimal empfing sie der Zar unauffällig zu einer Unterredung, und es mußte Gutes sein, was sie erreicht, denn Zuversicht leuchtete von da an aus ihren schönen Augen.

3.

Zur Mittagsstunde des 12. Juni 1814 wurde der Prinz von Oranien bei dem Kaiser Alexander gemeldet. Der Prinz kam frohster Hoffnung voll, denn er glaubte in dem Zaren einen unbedingten Gönner seiner Sache zu finden, wie er aus der entscheidenden Befürwortung schließen konnte, welche in den diplomatischen Vorverhandlungen russischerseits für eine Vergrößerung Hollands unter dem Hause Oranien durch die ehemals österreichischen Niederlande und das Großherzogthum Luxemburg erfolgt war. Diese neue Staatenbildung sollte auf dem Wiener Kongreß endgiltig beschloffen, und Prinz Wilhelm zum König der vereinigten Niederlande erhoben werden.

"Eure Majestät," begann der Prinz von Oranien, "haben ein so huldreiches Interesse

sowohl an meinem neuen Lebensgeschick genommen, wie auch ersichtlich sich Ihnen ein so hohes Vertrauen der Prinzessin Charlotte zugewandt hat, daß ich, und zwar im Einverständnis und auf Wunsch Seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten, die Bitte an Sie zu richten wage, auch in dieser Angelegenheit Ihren mächtigen Beistand mir gewähren zu wollen."

Der Zar antwortete darauf nicht gleich, sondern schwieg nachdenklich eine Weile. "Das wird nicht angehen, Prinz," fiel es dann kurz von seinen Lippen.

"Wie!" rief dieser erschrocken. "Sollten Eure Majestät —"

Er stockte und blickte besorgt auf das erstarrte Gesicht des Zaren.

"Die Politik," erklärte ihm derselbe nun, "und ein leichtes Lächeln umspielte seinen Mund, "vereinigt sich leider nicht immer mit den persönlichen Wünschen des Fürsten. So habe ich zu meinem Bedauern erkannt, daß sich politische Bedenken gegen die guten Absichten erheben haben, welche ich mit meinen Verbündeten für das Haus Oranien bezüglich der Schöpfung eines niederländischen Königreichs für dasselbe hegte."

"Majestät!" rief der Prinz aus und gerieth vollends in Verwirrung. Fahle Blässe überzog sein Antlitz.

"Ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen, Prinz," hob der Kaiser wieder an, "und ich thue es, um Ihnen damit einen Beweis meiner Freundschaft zu geben. Jene Bedenken, von denen ich sprach, sind im Hinblick auf die Verheirathung entstanden, welche Sie mit der Prinzessin Charlotte einzugehen beabsichtigen."

"Es ist vor Allem der Wunsch des Prinzregenten," warf Oranien mit einigem Nachdruck ein, "als glaube er, diesen Rückhalt an dem mächtigen England dem Zaren in Erwägung geben zu müssen."

Derselbe nickte auch darauf verständnißvoll. "Geben," sagte er, "es ist englische Politik, diese Heirath. Und dadurch erhält die Sache eine andere, als die ursprüngliche Bedeutung. Es widerspricht den Interessen aller anderen europäischen Großmächte, daß ein neues Königreich der Niederlande errichtet werde, um sogleich in Personalunion mit dem britischen Reich zu treten, wie dies geschähe, wenn Sie der Gemahl der künftigen Königin von England würden. Es ist für Rußland und Preußen nicht gleichgiltig, ob die englische Macht außer Hannover auch noch Holland und Belgien besitzet und sich derartig auf dem Festlande ausbreitet."

Der Prinz wurde sehr nachdenklich. "Sie meinen also, Sire?" fragte er zögernd.

"Ich meine," antwortete der Zar mit überlegener Ruhe, "man wird auf dem Kongreß in Wien, da man doch diese Heirath nicht verbieten kann, den bisher freundlich aufgenommenen Plan der Schöpfung eines Königreichs der Niederlande für Sie und Ihr Haus fallen lassen."

Prinz Wilhelm war immer bleicher geworden. Er fühlte die Wucht der Begründung in der Darlegung der politischen Verhältnisse, wie sie ihm der Kaiser machte, und begriff, daß derselbe Recht haben möchte mit seiner grausamen Schlußfolgerung, zumal, wenn er selbst dafür, wie es unzweifelhaft erschien, eintreten würde. Also nur das kleine Holland und keine Königskrone, wenn er die englische Prinzessin heirathete; aber ohne diese Heirath ein schönes Königreich der vereinigten Niederlande. Da war die Wahl nicht schwer für ihn.

"Gestatten Eure Majestät," sagte er, sich erhebend, "Ihnen für die gnädigst verheißene Unterstützung meines Hauses und Landes meinen aufrichtigsten Dank zu Füßen zu legen. Ich lasse mich sofort beim Prinzregenten melden, um ihm die veränderte Sachlage anzuzeigen."

Lächelnd begleitete Alexander seinen Gast bis zur Thüre. Gleich darauf eilte ein Adjutant mit einem eigenhändigen Billet des Zaren zur Prinzessin Charlotte. Sie hatte gesiegt.

Am 25. September 1814 trat der Wiener Kongreß zusammen, um sich mit der Regelung der europäischen Verhältnisse zu befassen. Derselbe beschloß die Vereinigung Hollands und Belgiens zu einem Königreich der Niederlande unter dem Scepter des Hauses Oranien, und so hatte denn der Prinz Wilhelm das so lang erstrebte Ziel seines Ehrgeizes wirklich erreicht — Dank der standhaften Liebe der Prinzessin Charlotte von England zu dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg.

Und diese Liebe erwies sich auch in der Zukunft so unerschütterlich, daß der Prinzregent endlich zum Nachgeben gezwungen wurde.

Am 16. März 1816 zeigte eine Botschaft des Prinzregenten den beiden Parliamentshäusern die nahe Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen Leopold an. Am 1. Mai kam der Bräutigam nach London, und am folgenden Tage fand unter großem Pomp in Westminster die Vermählung statt, welche dem Bund zweier Herzen nach langer und schwerer Prüfung die Weihe gab und, was in so hohen Kreisen selten ist, das Recht der Liebe zum Triumph brachte.

Leider dauerte das so schwer errungene Glück nicht lange. Schon am 5. November 1817 starb die Prinzessin Charlotte im Wochenbett, tief betrauert von ihrem Gatten, der seit diesem Schlage in London in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte, bis ihn am 4. Juni 1831 das belgische Volk, das sich durch den Aufstand von 1830 von der verhassten Vereinigung mit den Niederlanden losgesagt und sich für unabhängig erklärt hatte, zum König der Belgier berief, als welcher er unter dem Namen Leopold I. bis zum Jahre 1865 zum Segen seiner Unterthanen regierte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Soppelpoppel. — Es ist bekannt, wie gewaltig Napoleon I. durch die Macht seiner Rede vor Allem auf seine Soldaten zu wirken mußte. Er sprach nie viel, aber in wenig Worten sagte er Alles, was er wollte. Von der Natur mit einem sehr klangvollen Organ begabt, hatte er in den früheren Jahren keine Ahnung davon, es richtig zu benutzen, bis der große Tragiker Talma eines Tages, da Napoleon, damals noch erster Konsul, ihn fragte: "Nun, wie gefiel Dir meine gestrige Rede?" die Kühnheit hatte, zu äußern: "Ich begreife nicht, Bürger-Konsul, wie man mit einem solchen Organ so schlecht deklamiren kann."

"Also habe ich schlecht deklamirt?" versetzte Napoleon lächelnd. "Mag sein, Du mußt mich also jetzt die Kunst lehren, es besser zu machen."

Für die Folge hielt Napoleon in der That keine größere Rede mehr, welche nicht Talma ihm vorher sorgfältig einstudirt hatte. Eines Tages, es war kurz vor dem Ausbruche des verhängnißvollen Krieges mit Rußland, war Talma zum Kaiser berufen worden, um mit ihm eine Rede einzustudiren. Zwei Stunden lang mühten sich Beide vergeblich ab. "Es geht nicht!" rief endlich der Künstler.

"Deine Schuld, Du bist heute nicht bei Laune!" entgegnete Napoleon.

"Im Gegentheil, aber Majestät sind nicht bei Stimme. Sie sind heiser."

"Im Ernst? Das wäre verwünscht, ich muß morgen reden!"

Talma zuckte die Achseln, Napoleon schellte heftig, ein Diener trat ein.

"Meinen Leibarzt!"

Der Arzt kam.

"Ich bin heiser, wie?"

"Ein Katarrh, Sire; hat nichts zu sagen, in einigen Tagen werden Eure Majestät vollkommen hergestellt sein."

"In einigen Tagen? Sie sollen mich augenblicklich kuriren!"

"Unmöglich, Sire!"

"Unmöglich? Sie sind ein Arzt?"

"Ich schmeichle mir."

„Ohne Schmeichelei, wenn Sie mich nicht auf der Stelle kuriren, so, so — adieu, mein Herr!“

Napoleon machte seine energische Handbewegung, und diesem Zeichen der Entlassung wagte Niemand etwas zu entgegenen. Napoleon schritt erregt durch das Gemach und blieb plötzlich mit verschränkten Armen dicht vor Talma stehen.

„Weißt Du kein Mittel, alter Freund? Du leidest doch auch zu Zeiten an Heiserkeit, und nie hindert sie Dich, zu spielen; wer ist Dein Arzt?“

„Monsieur Goldenbogen, der Friseur unseres Theaters, ein einfacher Deutscher, den wir aus Weimar mitbrachten, vielleicht erinnern sich Eure Majestät.“

„Nein, aber thut nichts, glaubst Du, daß er mir helfen kann?“

„Ich verbürge mich dafür, doch ist das Mittel, das er anwendet, etwas drauffich.“

„Immerhin, wenn es nur hilft, schaffe mir Deinen Friseur.“

Nach einer Viertelstunde trat, außerordentlich befangen und mit einem weißen Taschentuche den Angfischweiß von der Stirne trocknend, Monsieur Goldenbogen vor dem Kaiser.

„Ohne Umstände, Monsieur Goldenbogen! Talma hat Sie mir empfohlen; Sie hören, daß ich von einer Heiserkeit befallen bin. Ich will schnell kurirt sein!“

„Eure Majestät — Sire — allergnädigster Kaiser —“

„Sie haben ja ein Mittel —“

„Freilich, Sire — Doppelpoppel.“

„Doppop-pel, kurioser Name! Aber her damit!“

Goldenbogen bat, sich in die kaiserliche Küche begeben zu dürfen. Dasselbst angelangt, nahm er ein Trinkglas füllte es mit den Dottern von vier frischen Eiern, warf zwei Loth feingestohlenen weißen Kandiszucker hinein, quirlte Alles tüchtig durcheinander und

goß unter fortwährendem Quirlen ein halbes Seidel des stärksten Jamaicarums hinzu. Nachdem er die Mischung gekostet und wohl befunden hatte, brachte er sie dem Kaiser und ersuchte ihn, sie auszutrinken. Napoleon warf einen durchdringenden Blick auf den Frankbereiter, der ganz unbefangt dastand, that einen Zug, und das Glas rasch abgehend rief er: „Das brennt ja wie die Hölle!“

„Muß brennen, Sire,“ sagte Goldenbogen, „muß brennen, sonst hilft es nicht.“

„Wenn es nicht hilft, laß ich Sie aufhängen,“ erwiderte Napoleon und leerte das Glas. Schon nach einer Stunde verspürte der Kaiser bedeutende Linderung und schlief in der Nacht vortrefflich. Am anderen Morgen war die Heiserkeit verschwunden, er ließ Goldenbogen wieder rufen. „Machen Sie mir noch ein Glas von Oppel—opp—pel, oder wie Ihr Teufelstrank heißt, recht kräftig.“

Humoristisches.



Ein schlechter Schüke.

A.: Wie, Sie leben noch? Sie hatten ja mit mir ein amerikanisches Duell und waren als Verlierer schon vor sechs Wochen verpflichtet, sich zu erschießen?

B.: Das hab ich auch thun wollen, ich hab' aber nicht getroffen.



Das Geburtstagsgeschenk.

Emmy: Hier, Tante, schick Dir Mama einen Kuchen zu Deinem Geburtstag.

Tante: Aber Emmy, das ist ja viel zu viel!

Emmy: Nimm's nur; Mama hat gesagt, man dürfe sich mit so einer alten Klatschbase nicht verfeinden.

Freudig vollzog Goldenbogenden Befehl; Napoleon leerte das Glas und hielt nach einer Stunde auf dem Marsfelde eine Rede, die auf das Heer die gewaltigste Wirkung ausübte. Monsieur Goldenbogen wurde zum dritten Male zum Kaiser berufen, der ihm hundert Napoleonsd'or schenkte.

Als Talma den Kaiser wiederah, rief er: „Sire, Sie haben gesprochen wie ein Ovt!“

„Ich war etwas begeistert,“ erwiderte Napoleon, „doch werde ich nicht so bald wieder zu Eurem Doppop-pel greifen.“

Noch heute wird dieses Mittel gegen Heiserkeit in Frankreich viel gebraucht, man nennt es aber, da die Franzosen die ursprüngliche, ihnen barbarisch scheinende Benennung nicht aussprechen können, „den Napoleonstrank.“ [M. L.—.]

Gut herangeshoffen. — Der bekannte Dichter Saintfoir, der trotz seiner großen Einnahmen immer in Schulden steckte, sah ein in einem Barbierladen, um sich rasiren zu lassen. Er war schon eingeseilt, da trat ein Kaufmann ein, dem er Geld schuldete.

Dieser hatte kaum den Dichter erblickt, als er ihn auch sogleich um das Geld mahnte. Saintfoir fragte ihn, ob er nicht mit der Bezahlung warten wolle, bis er rasirt sei. — „Recht gern!“ war die Antwort. — „Nun, Sie sind Zeuge der Zusage,“ rief der Dichter dem Barbier zu, erhob sich, wusch die Seife ab und trug von Stunde an einen Vollbart.

[G. W.—r.]

Ringel-Räthsel: „Auf dem Eise.“



Die von dem Eisläufer hinterlassene Lauffpur ist ihrer ganzen Länge nach so zu verfolgen, daß die Buchstaben jener punktirten Querslinien, auf welchen die Lauffpur ein Ringelchen bildet, am Schlusse des Weges zwei Worte geben, die den Eisläufer charakterisiren.

Auflösung folgt in Nr. 2.

Somonym.

Was thut der Landman, der zum Aker zieht
Am Frühlingstag und fleißig regt die Hände?
Was thut der Kaufmann, wenn er freudig sieht,
Daß ihm sein Waarenvorrath geht zu Ende?
Was thut der Bote, den der Liebste schickt
Mit einem Brief zum holden Mägdelein?
Was thut der Liebste? — Hoch wär' er entzückt,
Wenn sie erschiene zu dem Stellbuchein!
[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 2.

Füll-Räthsel.

(Gartenbesitzer zum Gärtnerburgen.)

„Das — will entfernt ich sehen, bevor der Tag —! Hör' zu!
Wenn Dir die Arbeit — behaget, magst Deiner Wege gehen
Du!“

Die fehlenden Worte ergeben ein deutsches Sprichwort.
Wie heißt dasselbe? [G. Mikus.]

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösungen von Nr. 52, Jahrgang 1893:

des Bilder-Räthfels: Der Schwyz ist wie die Musfit, wenig gute Mußt macht Vergnügen, zu viel ermüdet; des Buchstaben-Räthfels: Falschung — Falschine; des Räthfel-Diktions: Turin, Uri.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thurner Süddeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.